

Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courths Mahler.

(8. Fortsetzung.)

Sie umklammerte mit zitternden Händen die Lehne der Bank. In ihre dunklen Augen traten Thränen. Wie ein quälender Traum erschien ihr, was sie erlebte, und eine gräßliche Angst faßte sie an.

Er ließ den Blick nicht von ihr. Gegen seinen Willen rührte ihn ihre Verzweiflung, und zum ersten Male regten sich bessere Gefühle in seiner Brust. Ein leiser Wunsch, sie in seinem Arm zu nehmen und zu sagen: „Komm — wir gehören doch zusammen, laß uns vereint den Kampf mit dem Leben aufnehmen!“ erwachte in ihm. Aber da traf ihn aus ihren Augen ein kalter, stolzer Blick und er sah, daß es dazu zu spät war, auch wenn er wollte.

„Es ist gut,“ sagte sie, „ich werde schweigen, bis wir geküßt sind.“
„Ich danke dir,“ sagte er.
„Und nun laß mich allein.“
„Ich gehe. Aber laß uns in Frieden scheiden, Renate, und vergiß mich, wenn du kannst.“
Sie nickte nur stumm mit dem Kopfe.

Er wandte sich zögernd, dann fragte er noch: „Wenn ich etwas mit dir zu besprechen haben sollte in unserer Angelegenheit, wie kann ich dich treffen?“

„Ich gehe jeden Tag um diese Zeit hierher, wenn schönes Wetter ist. Entweder findest du mich auf diesem Platz, oder auf dem Fußweg um den Weiher. Erspare mir aber jedes unnötige Zusammentreffen. Nur wenn es unbedingt sein muß, suche mich auf. Man könnte uns beisammen sehen, und dann müßte ich reden.“
„Es sei, wie du willst.“
Er sprang aufs Pferd und ritt eilig davon.

Sie sah ihm nach, bis er verschwunden war. Das heiße, seltsame Glid und der Sommer der Verzweiflung — alles, was dieser Mann einst in ihrer Seele erweckte, stieg vor ihr auf. Wie ein Schauer ging es über ihren Körper, und plötzlich befahl sie eine heiße Sehnsucht danach, zu Rolf zu gehen und ihm alles zu sagen. Aber sie durfte das nicht thun, wenn sie den anderen nicht in das Glend treiben wollte.

Eines Tages sahen die Tornauer Herrschaften auf der Veranda, um den Kaffee einzunehmen. Renate trug gerade ein Tablett mit Sahnetörtchen und Zuckerdose herbei, als Melanie v. Bertow mit ihrem Stallmeister auf den Hof geprengt kam und dicht vor der Veranda hielt.
Renate erschrak so sehr, daß das Rädchen von dem Tablett herunterfiel und seinen Inhalt auf den Fußboden ergoß.

Frau v. Bertow lachte scheinbar harmlos, heftete ihre Augen aber forschend auf das Gesicht der jungen Frau.

„Sie bekommen wahrhaftig Nerven in der letzten Zeit,“ sagte Rolf lächelnd zu ihr und hob das Sahnetörtchen auf.

„Ich erschrak, als die Pferde so plötzlich herankürmten,“ sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend.

„Verzeihung, Frau Wertentin, ich muß mein Ungeßick schelten. Sie sehen wirklich aus, als hätten Sie ein Geistesleiden.“ — Frau v. Tornau, bekommen wir eine Tasse Kaffee, Herr v. Trachwitz und ich?“
„Aber natürlich, Bitte, kommen Sie nur herauf.“

Trachwitz sprang gewandt vom Pferde und hob Melanie herab. Sie hielt ihr Reitkleid hoch und schritt an seiner Seite die Treppe empor.

Als sie Trachwitz mit den Anwesenden bekannt machte, ließ sie Renate nicht aus den Augen. Diese hatte sich gefaßt und war scheinbar ruhig und gelassen. Auch Trachwitz verhielt sich ruhig, daß etwas Ungewöhnliches in ihm vorging, und Melanie kam zu der Ueberzeugung, daß die beiden sich wohl schon verständigt hätten. Sie beschloß daher, scharf zu beobachten.

Trachwitz wurde von Tornaus so liebenswürdig aufgenommen, als ob er selbst Herr auf Bertow wäre. Da er formvollendet und sehr liebenswürdig war, machte es den vorurtheilsfreien Menschen keinen Unterschied, daß er sich in abhängiger Stellung befand.

Melanie war ebenfalls außerordentlich zuvorkommend gegen ihn. Erstens machte ihr ein kleiner Hirt immer Vergnügen, zweitens hoffte sie, Rolf eifersüchtig zu machen, und drittens wollte sie beobachten, welchen Eindruck ihr Benehmen gegen Trachwitz auf Renate machte.

Sie sollte indeß heute nicht auf ihre Hoffen kommen. Weder Renate noch Trachwitz verhielten in ihrem Benehmen das Mindeste, woraus sie hätte Kapital schlagen können. Wohl war Trachwitz zuweilen einen raschen Blick zu seiner Frau hinüber, aber er ließ sich nicht dabei ertappen, und Renate galt mit ruhiger Würde am Kaffeetisch, obgleich ihr Herz zum Zer-

springen klopfte, und sie von Herzen wünschte, dieses peinliche Zusammentreffen wäre vorüber.

Melanie schien aber durchaus keine Lust zu haben, so bald aufzubrechen. Sie verwickelte Rolf in ein eifriges Gespräch und erbat sich seinen Rath in verschiedenen Angelegenheiten, deren Erledigung sie zwar ruhig ihrem Verwalter hätte überlassen können, die ihr aber Gelegenheiten boten, ihn zu fesseln.

Rolf merkte nichts von dieser Absicht. Der klügste Mann läßt sich abnungslös von einer Frau täuschen, die nicht halb so geschickt ist, als er selbst. Viele Frauen sind im Leben die geborenen Komödiantinnen und leiten den Mann mühelos dahin, wohin sie ihn haben wollen. Er glaubt dabei noch zu schmeicheln — und er wird geschoben.

Frau v. Tornau hatte Melanies Mandorchen längst durchschaut, und da sie der Baronin gram war wegen des Leides, das diese einst ihrem Sohn zugefügt hatte, gönnte sie ihr von Herzen eine kleine Niederlage. Und daß ihr diese bevorstand, war für die alte Dame ausgemacht. Ein Tornau liebt nicht mehr, mit er verachtet gelernt hat, und mit all ihrem Reichthum war ihr die glänzende Frau nicht halb so lieb als Schwieger-tochter, wie es Renate sein würde.

Endlich brach Melanie auf. Sie hielt auf dem Heimweg ihr Pferd dicht neben dem ihres Stallmeisters und sah zuweilen scharf von der Seite in sein Gesicht. Er merkte es nicht, seine Gedanken weilten bei Renate, die durch die ganze Art ihres Wesens, durch die Ruhe, mit der sie ihr Schicksal trug und den Kampf mit dem Leben aufnahm, einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen hatte. Eine tolle Sehnsucht packte ihn, zurückzukehren zu ihr.

Ein spöttisches Lachen riß ihn aus seiner Versunkenheit, und vor diesem Lachen zerfiel das weiche, sehnsüchtige Verlangen. „Sie sind ja riesig amüsiert heute, Herr v. Trachwitz. Ihrer Verehrtheit ist ja gar nicht zu widerstehen!“

Er richtete sich auf im Sattel und strich mit der schmalen Aristokratenhand über seinen Bart. Verzeihung, gnädigste Frau, ich war in Gedanken verlornt.

„Hoffentlich recht angenehme.“
„Sehr angenehme, da sie sich mit Ihnen beschäftigten.“

„Wirklich? Sie machen mich wihbegierig.“

Er sah ihr tief in die Augen. „Es loht sich nicht für eine so schöne und vornehme Dame, zu erfahren, was ein armer Teufel über sie denkt.“

Sie sah tolett zu ihm auf. „Wer weiß. — Wenn der arme Teufel zugleich ein so interessanter Mann ist, wie mein Herr Stallmeister, loht es sich vielleicht doch.“

Er verbeugte sich lächelnd. Melanie mußte gestehen, er war weitaus der schönste Mann, den sie je gesehen hatte, und ein netter kleiner Hirt half ihr in willkommener Weise über die selbstgewählte Langeweile des Landlebens hinweg.

Sie erwiderte seine Blick mit bittenden Augen. „Nun, darf ich nun endlich wissen, was Sie vorhin gedacht haben?“

Er spielte mit der Reitgerte und sah ganz verzückt in ihr Gesicht. Dann sagte er langsam, jedes Wort betonend: „Ich dachte darüber nach, wie schwer Ihrem Herrn Gemahl das Sterben geworden sein muß.“

„Also haben Sie an ihn und nicht an mich gedacht.“

„Ich dachte mir, wer eine so entzückende Frau sein eigen nennt, den müßte das Leben mit tausend Banden halten.“

Sie suchte die Achseln. „Solch eine bonale Schmeichelei hätte ich Ihnen wahrhaftig nicht zugetraut. Mehr Geißt, mein Herr, wenn ich bitten darf!“

„Lieber Himmel, wo soll man noch Geißt aufreihen!“

Sie mußte hell aufschauen über seine drohlich zerrissene Miene.

„So ist's recht, lachen Sie mich auch noch aus! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Auf Ehre, gnädigste Frau, ich wollte anders zu Ihnen reden, wenn —“

Sie winkte abwendend mit der Hand. Sie wollte ihn nicht zu weit gehen lassen. „Brechen wir ab, mein Herr, und wenden wir uns einem interessanteren Gegenstand zu.“

„Für mich gibt es nichts Interessanteres, als eine schöne Frau.“
„Also bleiben wir bei diesem Thema. Wie gefiel Ihnen die schöne Gesellschaftsdame der Frau v. Tornau?“

Er verhielt mit keiner Miene, was bei dieser Frage in ihm vorging. „Darauf kann ich Ihnen keine erschöpfende Auskunft geben. Ich habe sie mir nicht so genau angesehen. Sie schienen mir etwas langweilig.“

„Sie hatte heute nicht ihren besten Tag. Sonst sieht sie besser aus. Ich glaube, Herr v. Tornau findet sie sehr schön.“

Nun fuhr er doch heftig herum. „Wie meinen Sie das?“

Sie schlug lächelnd mit der Reitgerte nach einer Fliege. „Lieber Himmel, wie soll ich das meinen? Genau so, wie ich es sage. Tornaus Geschmach sind eben solche Frauen mit Madonnenlächeln und Heiligenschein. Er glaubt an die engelhaften Eigenschaften Frau Wertentins. Ich denke anders. Wir sind solche Frauen entweder langweilig oder verdächtig. Entweder haben sie statt Blut matte Himbeerlimonade in den Adern, oder aber sie gehören zu denen, von welchen man spricht. „Stille Wasser sind tief“. Und das ist nicht ungefährlich. Ich glaube, Frau Renate gehört zur Kategorie der stillen Wasser — hüten Sie sich, daß Sie nicht hineimplumpfen — es wäre schade um Sie.“

Er biß sich nervös auf die Lippe. „Ich werde nicht verfehlen, mir diese Frau Wertentin einmal genauer anzusehen,“ sagte er leicht.

„Nun, Ihnen, dem vorzüglichen Frauentenner, wird es sicherlich nicht schwer fallen, herauszufinden, was Seistes Kind sie ist. Sie verrathen mir doch das Ergebnis Ihrer Prüfung.“

„Gewiß. Wenn die Dame übrigens wüßte, welches Interesse Sie an ihr nehmen, müßte das sehr schmeichelhaft für sie sein.“

„Unter uns gesagt — ich kann sie nicht ausstehen.“

Er lachte. „Das war deutlich und ohne Umschweife,“ sagte er laut, während er dachte: „Was muß sie der Baronin nur anhaben?“ Es regte sich ein Gefühl in ihm, als müßte er seine Frau schützen vor dieser Väterzunge. Zum ersten Male fühlte er sich eins mit Renate. Eine heimliche Unruhe, ein Gefühl der Eifersucht regte sich in ihm, wenn er daran dachte, was Melanie über Tornau und Renate gesagt hatte. Was es ihm nicht schon selbst aufgefallen, wie freundschaftlich die beiden miteinander verkehrten, hatte er nicht schon so vertraulich miteinander gesehen? Eine Blutwelle stieg ihm zu Kopf. Er war froh, als er in Bertow vom Pferd steigen konnte.

Seit Renates Zusammentreffen mit Hans v. Trachwitz waren acht Tage vergangen. Die ihr viele unruhige Stunden gebracht hatten. Sie war ernstlich mit sich zu Rathe gegangen, wie sie vermeiden könnte, sich immer tiefer in das Gemebe zu verwickeln, das ihre erste, von der Notwendigkeit gebotene Lüge über sie geworfen hatte.

Endlich hatte sie sich doch zu einem Entschluß durchgerungen, und diesen Entschluß wollte sie heute ausführen. Sie mußte, Rolf hatte nach Tisch im Forst zu thun und mußte durch den Park und am Weiher vorbeigehen. Sie beschloß, ihn dort zu erwarten und ihn um eine Unterredung zu bitten.

Langsam ging sie auf dem kieselstreuten Parthweg auf und ab und überdachte noch einmal gründlich ihre Lage.

Im Unrecht war sie nur gegen Tornau und seine Mutter. Ihr Schweigen brachte sonst niemand Schaden, höchstens trug es dazu bei, die Baronin Hans v. Trachwitz in die Arme zu treiben. Aber war die Baronin nicht alt und verständlich genug, um einzusehen, daß ein vermögensloser Abenteuerer nicht der rechte Mann für sie war? Und wenn sie ihn wirklich lieben sollte — was sie nicht glaubte, da die junge Wittwe Tornau vorzuziehen schien — wenn es aber dennoch möglich wäre, würde sie nicht am Ende doch glücklich mit ihm werden? Vielleicht verstand sie besser, sein unbeständiges Herz zu fesseln, vielleicht gelang es ihr, einen brauchbaren Menschen aus ihm zu machen.

Und dann überlegte sie sich noch einmal, was sie Tornau sagen wollte — es würde nicht leicht sein, wenn er sie mit seinen klaren Augen dabei ansah, so sonderbar dringend und fragend, wie er es in letzter Zeit immer zu thun pflegte.

Als sie sich eben wieder umwandte, sah sie ihn kommen. Er ritt durch den Garten direkt auf sie zu und grüßte sie mit freudig glänzenden Augen, als er sie stehen sah.

„Ich dachte, Sie seien längst am Weiher.“

„Nein, Herr v. Tornau, ich habe hier auf Sie gewartet.“

Er sah sie überrascht an. „Haben Sie mir etwas zu sagen?“

„Ja, wenn Sie einige Minuten für mich übrig haben.“

Er sprang sofort vom Pferde, schlang den Zügel um seinen Arm und trat neben sie. „Verfügen Sie sich ganz über mich. Mit was kann ich Ihnen dienen?“

„Wir können dabei vorwärts gehen. Ich begleite Sie ein Stück, wenn es Ihnen recht ist.“

„Gewiß. Und nun, bitte, reden Sie, liebe Frau Wertentin, ich bin wirklich etwas unruhig, was ich hören werde.“

Sie schritt neben ihm her und ver-schlang trampfhaft ihre bebenden Hände ineinander. Dann sah sie mit ersten Augen in sein ihr aufmerksam zugewandtes Gesicht. „Herr v. Tornau, eine Lüge ist in Ihren Augen unzerzählich — nicht wahr?“

Er lächelte. „Das fragen Sie, deren ganzes Wesen den Stempel der lautesten Wahrheit trägt? Und Sie

fragen mich das so ernst und einbringlich? Nun denn — ich verachte und verabscheue die Lüge, aber wer von uns Menschen kann behaupten, noch nie gelogen zu haben? Keiner — ganz gewiß! Ohne es zu wollen, fast ohne daß es einem bewußt wird, schleicht sich oft eine Lüge über seine Lippen.“

„Nein, eine solche Lüge meine ich nicht. Ich meine die vorsätzliche, wohlüberlegte Unwahrheit.“

„Die ist verächtlich — oder auch bewundernswürth. Es gibt Menschen, die eine Lüge anwenden, um einen anderen vor Leid oder Ungemach zu behüten — das ist sicherlich eine bessere That, als die Wahrheit zu sagen, die anderen Schaden bringt. Aber nun sagen Sie mir, haben Sie mich erwartet, um mit mir über Wahrheit und Lüge zu philosphiren? Da werden wir heute kaum zu Ende kommen.“

„Nicht um zu philosophiren, Herr v. Tornau, sondern um mich anzuklagen. Ich habe Sie und Ihre liebe Mutter belogen — mit Vorsatz und Ueberlegung und nur, um mir selbst einen Vortheil zu verschaffen.“

Ein so ehrlicher Schmerz sprach aus ihren Worten und aus ihren Augen, daß Rolf ihre Hand ergreift und sie festhielt. „Wie soll ich mir Ihre Worte erklären? Was ist Ihnen? Bitte, sagen Sie mir, was Sie bedrückt! Ihre Selbstanklage beweist zur Genüge, daß, wenn Sie wirklich zu einer Lüge greifen mußten, Sie einem Zwange gehorchten.“

„Ja, einem bitteren Zwange!“ rief sie mit leidenschaftlichem Weh. „Als ich mich um die Stellung in Ihrem Hause bewarb, habe ich Ihnen falsche Angaben über meine Verhältnisse gemacht. Hellmann gab mir den Rath, Ihnen einen Umstand zu verschweigen, der Sie vielleicht bewegen hätte, mich nicht zu engagiren. Glauben Sie mir, die Noth zwang mich dazu, ich war in Sorge, daß, wenn Sie die Wahrheit hörten, mir die Möglichkeit genommen wäre, meinen Unterhalt zu verdienen. Es war so schwer für mich, eine Stelle zu erhalten, da ich weder Zeugnisse, noch besondere Fähigkeiten besaß. Es ist ganz gewiß nichts Verschämendes für mich, was ich Ihnen verschwiegen, und schon immer wollte ich es Ihnen gestehen, aber ich wagte es nicht, und verschob es von Tag zu Tag aus Furcht, Ihre Verachtung zu erwecken. Ich war selig.“

Er sah sie mitleidig an. „Beruhigen Sie sich doch, ich bitte Sie! Wenn Sie uns Ihr volles Vertrauen nicht schenken wollten, so ist das doch noch kein Unrecht. Umso dankbarer bin ich Ihnen, daß Sie mir nun aus freien Stücken sagen wollen, was ich bisher nicht wissen sollte.“

„Ich darf es Ihnen auch heute noch nicht sagen, Herr v. Tornau. Jetzt bin ich gezwungen, aus Rücksicht auf eine andere Person weiter zu schweigen. Aber ich ertrage es nicht länger, Sie zu belügen, mir liegt ja so viel an Ihrer Freundschaft und Achtung und an der Liebe Ihrer gütigen Mutter. Wenn ich diese Güter verlieren müßte — ich mag es nicht ausdenken.“

Er blieb vor ihr stehen und hinderte sie am Weitergehen. Sie sah mit angstvollem Ausdruck in seine blickenden Augen, die nun einen weichen Schimmer betamen und sich mit rathselhaftem Blick in die ihren senkten — ein Ausdruck lag darin, der sie erbeben machte und ihr das Blut zum Herzen trieb.

„Was ich für Sie empfinde, kann Ihnen niemand rauben, Renate, auch Sie selbst nicht. Ich glaube an die Reinheit Ihrer Gesinnung, wie an das Evangelium, und ich bin überzeugt, daß Sie nie etwas thun, was ich Ihnen nicht verzeihen könnte. Und so wie ich, denkt auch meine Mutter, das weiß ich. Worin Ihre „große Lüge“ besteht — ich mag es nicht wissen, bis Sie selbst es mir sagen können. Nur eines frage ich Sie jetzt: trennt Sie das, was Sie mir verschweigen müssen, von Tornau, ist es im Grunde, Sie uns zu nehmen?“

Sie lächelte ihm unter Thränen zu. „Nein. Wenn Sie mich nicht fort-schicken, ist nichts im Grunde, mich von hier zu vertreiben.“

Er atmete auf und zog ihre Hand an seine Lippen. „Dann ist alles gut.“
„Und Sie sind mir gewiß nicht böse?“

Er betrachtete sie mit einem innigen, warmen Blick. „Wenn Sie nun ein heiteres Gesicht machen, will ich's nicht sein.“

„D, nun ist mir wieder leicht zu Muthe. Ich habe schwer gelitten unter dieser Unwahrheit.“

„Deshalb waren Sie in letzter Zeit so arg unruhig und nervös?“

„Ja, damit hing es zusammen.“

„Dann müssen Sie aber nun wieder ruhiger werden.“

„Wie gern. Wollen Sie Ihrer lieben Mutter eine Erklärung geben oder soll ich es selbst thun?“

„Nein. Sie reden sich doch nur wieder auf. Ich will das übernehmen.“

„Ich danke Ihnen tausendmal. Wenn ich doch nur etwas thun könnte, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen!“

„Vielleicht findet sich einmal Gelegenheit, vielleicht fordere ich mir eines Tages meinen Dank.“

„Dann sollen Sie sehen, wie ehrlich ich es meine.“

Sie sprachen nicht mehr miteinander, bis sie am Weiher anlangten.

Dort reichte er ihr zum Abschied die Hand.

„Auf Wiedersehen! Ich denke bis sechs Uhr zurück zu sein. Bis dahin haben Sie hoffentlich ihr seltsames Gleichgewicht wiedergefunden. Ich will Sie ruhig und heiter sehen — das ist zu meinem Wohlbefinden unbedingt notwendig.“

Sie hatte ihre Hand in die seine gelegt und ließ sie darin ruhen, bis er sie mit herzlichem Druck freigab. Sie antwortete nicht, nur ihre Augen sprachen zu ihm, und er mußte mit dieser Sprache zufrieden sein.

Tornau und Diestertamp trafen am Waldessaum zusammen.

„Mahlzeit, Tornau! Wie geht's?“

„Danke — ausgezeichnet. Ihnen hoffentlich auch?“

„Na — so, so, la, la. Mein Rheuma hat bereits vorgespukt, bishen früh diesmal. Passen Sie acht, wir kriegen zeitig Frost, trotz der übermäßig heißen Herbsttage. Auf mein verflühtes Barometer im Anie kann ich mich verlassen.“

„Jedenfalls gratulire ich Ihnen mehr zu Ihrem guten Humor, als zu diesem Barometer. Er wird das Rheuma siegreich aus dem Felde schlagen.“

„Nu nee, Rölfschen, umgekehrt wird ein Schuh draus. Fragen Sie mal meine Mite, die kann ein Lied singen von meiner guten Laune. Deizel, ich wünsche Ihnen was anderes. Aber Schwamm drüber, ich brauche Ihnen doch nicht wie ein altes Weib was vorzumammern. Wie geht's zu Hause?“

„Danke — gut.“

„Freut mich. Werde nächstens mal wieder ein Stündchen vorsprechen, um mich von meiner Freundin, der Frau Renate, ein bishen aufheitern zu lassen. Hören Sie, Rölfschen, um dieses liebe Geschöpf beneiden wir Sie gründlich, ich und meine Frau. Das ist ein lieber Kerl. Gäh eine Prachtfrau. Junge, die nagelte ich mir fest in Tornau mit Trauring und Standesamt. So eine können Sie lange suchen. Wenn Sie auch an der blind vorbeiziehenden, dann gebe ich Sie auf. Oder haben Sie am Ende mit der schönen Melusine da drüben in Bertow angebandelt? Ist auch nicht böse, nee, nee. Geld wie Heu, und Sie brauchen bloß zu wollen, das sieht ein Blinder.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Wilhelm als Jäger.

„Er ist ein geborener Jäger.“ So beginnt Constance M. Spool im London Magazine eine Schilderung des deutschen Kaisers als Jägersmann, der kürzlich als Gast König Edwards im Windsor-Schloße auch dem Waidwerk oblag, or nunmehr 35 Jahren, am 1. November 1872, begann der Kaiser seine Laufbahn als Waidmann und die Freuden des edlen Jagdberufs fanden in ihm ein lebhaftes Echo.

Die meisten Jagenzöllern sind lebhafte Jäger gewesen; aber Prinz Wilhelm folgte nicht nur den Traditionen seines Geschlechts, ihn trieben die Freude am frischen Jagen, ihn trieben Unternehmungslust und sein romantischer Sinn in den Forst und ließen ihn bald zu einem der besten Schützen, zu einem der gewandtesten Jäger werden, deren das deutsche Waidwerk sich rühmt. So gilt in Schlesien jeder besonders glückliche Schuß als ein Kaiserschuß, und es fehlt nicht an Anekdoten, die die erstaunliche Treffsicherheit des kaiserlichen Jägers bezeugen. In Schlobitten erlegte der Kaiser 1903 so rasch hintereinander drei prachtvolle Böde, daß man kaum begreifen konnte, daß der Monarch in so kurzer Frist Zeit finden könne zum Jagen.

In Rominten feuerte der Kaiser ein Jahr später auf sein Rudel von neun Hirschen hintereinander und brachte bei neun Schüssen acht der Hirsche zur Strecke.

Ein Amerikaner, der in Kaltfontorn Gelegenheit hatte, den Kaiser und den Großherzog von Baden zu beobachten, wie sie nach Beendigung der Auerhahnjagd sich noch mit allerlei Schießverluden die Zeit vertreiben, erzählt davon: „Es war wirklich ein Vergnügen zu sehen, wie der Kaiser selbst unter den ungünstigsten Umständen sein Ziel nie verfehlte. Einmal ließ man zwanzig kleine Ballons aufsteigen; der Wind erfaßte sie und trieb sie auseinander, aber der Kaiser holte sie alle in wenigen Sekunden mit raschen wohlgezielten Schüssen nieder.“

Gewöhnlich beginnt die Jagdzeit für den Kaiser mit der Auerhahnjagd. Seitdem die kaiserlichen Jagdreviere keine Gelegenheit zur Auerhahnjagd mehr bieten, ist der Kaiser um diese Zeit gewöhnlich der Gast eines Jagdreviers. Die Reviere des Großherzogs von Sachsen-Weimar bei der Wartburg oder die Schonungen des Großherzogs von Baden sehen dann meist den Monarchen als Gast. Die stimmungsvollen Umstände, unter denen man den Auerhahn beschleicht, das Aufstehen kurz nach Mitternacht, das Ausziehen in den Forst im Schimmer des Zwielichts, üben auf den Kaiser eine große Anziehungskraft aus, und sein scharfes Jägerauge und seine sichere Hand machen ihn zu einem seltenen Kenner der Auerhahnjagd.

In Mai beginnt dann das Rothwildschützen; auch für dieses Wild bieten die kaiserlichen Jagdreviere untergeordnete Jagdgelegheiten. Der Kaiser besucht meistens die Primmener Do-

mänen seines Schwagers, des Herzog Ernst Günther, oder die Güter des Staatsministers von Bethmann-Hollweg. In den Novembertagen kommt dann die große Herbstjagd, die Parforcejagd, an der der Hof theilnimmt. Ein Augenzeuge schildert den Kaiser: „Die Erregung des Jagens scheint den Monarchen umzuwandeln, seine Wangen röthen sich, seine Augen blitzen. Nervös hält die Rechte die Zügel seines Pferdes, das gewöhnlich allen anderen Jagdtheilnehmern weit voraus in eleganten Sägen hüben und Hindernisse nimmt. Einmal verperrte eine manns-hohe Hecke den Weg. Die anderen Reiter wenden sich an eine offene Stelle, die in einiger Entfernung Durchschlag gewährte. Aber der Kaiser verschmäht den Umweg; er spornet sein Pferd, und ehe man es merkt, hat er in einem gewaltigen Satz die Hecke genommen. Dieser Sprung war nicht ein Einfall von Wagemuth; es war nichts als der natürliche Ausbruch der Erregung mit der alle Hindernisse verlassenden Entschlossenheit, die durch die wilde Jagd ausgelöst wurden.“

Die Jagd, das ist auch eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen bisweilen das starr Hofzeremoniell durch den Monarchen selbst gebrochen wird; er liebt es dann, zu vergeffen, daß er Kaiser und Herrscher ist, und alle Jagdbetheiligten werden ihm dann zu gleichberechtigten Kameraden. Als Jagdgast des Kaisers von Oesterreich hatte der Kaiser einmal einen Edelhirsch nur angeschossen; das Thier floh, das dicke Unterholz verbündete den Kaiser an der Verfolgung. Der Kaiser forderte seinen Leibjäger auf, einen Baum zu erklimmen, um Ausschau zu halten. Der unterste Ast des Baumes ist zu hoch und der Leibjäger kann ihn mit der Hand nicht erreichen. Da beugt sich der Kaiser vor, fordert den Jäger auf, seine Schutten als Leiter zu benutzen, und auf dem Rücken des Kaisers stehend, gelingt es ihm auch, den Ast zu erreichen.

Für die schlesischen Jagdfreunde ist der Besuch des Kaisers jedesmal ein Fest, das oft durch einen prunkvollen Empfang eingeleitet wird. Aber der Monarch zieht es im Grunde vor, bei seinen Jagdpartien ungezwungen, als einfacher Jägermann mit den Waidgenossen zu plaudern und zu scherzen, er liebt es dann, an den langen feinen Eidentischen Platz zu nehmen, vor sich den Bierhumpen und neben sich in bunter Reihe die Jäger, Förster und die Gäste. Dann werden allerlei amüsante Jagdanekdoten erzählt; der Kaiser verblüfft durch die liebenswür-dige Gewandtheit, mit der er auch im „Jägerlatein“ sich auszudrücken weiß.

Manchmal kommt es auch zu einer kleinen Stipartie, der Kaiser spielt bekanntlich nur um ein Rehtel Pfennig, und wenn es hoch kommt, so wechseln bei solchen Statutur den einzigen 20 Mark die Befiger. Das soll übrigens auch eine der seltenen Fälle sein, wo der Kaiser Geld bei sich trägt und seine Gläubiger persönlich bezieht. In diesen Stunden der Gemüthlichkeit kommt auch die Tabakspfeife des Kaisers, die einzig, die er bei seinen Jagdausflügen benutz, zum Vorkommen. Sie ist nach des Kaisers eigenhändigem Entwurf angefertigt worden; auf dem aus prachtvollem Bernstein geformten Pfeifenkopf sieht man einen förtlich gearbeiteten silbernen Auerhahn. Kopf und Schwingen sind aus einer Anzahl von Bergkrallen und Steinen bereitet, wie man sie im Magen des Auerhahns oft findet; die Hähne verkleben mit ihrer Nahrung diese Steintheile und unter dem Einfluß der Magensäuren erhalten sie dann den selbst-samen Glanz.

Kürzlich wurde ein alter Neger auf eine geringfügige Anlage hin vor einen Richter in Dawson City gebracht. „Haben Sie einen Anwalt?“ erkundigte sich der Richter. „Nein, Euer Ehren.“ „Können Sie sich einen verschaffen?“ „Nein, Euer Ehren.“ „Soll ich Ihnen von Gerichtswegen einen Verteidiger befehlen?“ „Danke, Euer Ehren. Ich dachte mir, es sei das Beste, den Fall der Unwissenheit des Gerichtes zu überlassen.“

Professor Todd versichert, daß die Marsamale zwanzig Meilen breit und breitaufend Meilen lang sind. Was man da wohl die Kanalcommission stiften.

Zwei Millionen hat John D. Rockefeller für Zweck der midwintlichen Forschung gestiftet. Vielleicht gelingt es mit Hilfe dieser Summe, auch dem Trutz-Bazillus auf die Spur zu kommen.

Die fürsorgliche Mama war darauf bedacht, ihre Nummer ins 20. Lebens-jahr getretene Tochter unter die Haube zu bringen, und sprach darüber mit ihrem Mann. „D,“ meinte dieser, „das Mädchen hat noch Zeit genug zum Heiraten. Soll warten, bis der Richtige kommt.“ — „Das soll sie nicht,“ opponierte energisch die Gattin. „Ich habe auch nicht auf den Richtigen gewartet.“

Überall geht ein früheres Ahnen dem späteren Wissen voraus.

Die guten Dinge in der Welt sind nur in kleinen Dosen vorhanden. Der Trubel ist, daß sie jeder in großem Maßstabe haben will.